

„Du bist immer noch drinnen, Kalle“, sagte der alte Hill und klopfte mit dem Daumen nachdenklich seine Seite fest, und ich glaube, es sind unsere besten Kameraden, die Kollendrücker da drinnen... Vom Nordener Kirchhof aber wimmerte der Sturm.

Zu ersten Frühling.

Nach einer Skizze Natalija Tessis von S. Kiedtke.

Lisa reiste mit ihrer Tante. Sie sah in einem Eisenbahn-Wagen zweiter Klasse und hielt ein Buch in den Händen: Gedichte von Alexei Tolstoj. Auf der Innenseite des Deckels las man eine Bescheinigung des Erziehungsministeriums der Kaiserin Maria, daß dieses Buch der Schülerin Elisabeth Jermakoff für gute Führung und hervorragende Leistungen verliehen wurde.

Lisa gegenüber hatte ein Herr mit schwarzem Bart Platz genommen, ein „alter Herr, vielleicht Biergänger“, der sie beobachtete. Sie wurde verlegen. Dann schielte er nach der Tante. Rächelnd flüsterte er kaum hörbar: „Wie reizend!“

Der auch im Alter von 15 Jahren schon rege weibliche Instinkt sagte Lisa, daß der Reisegast in sie verliebt sei; sie nahm sich gleich vor, ihn ganz zu erobern. Vor allem sollte er erfahren, mit wem er es zu tun habe. Deshalb legte sie das Buch, soweit es unauffällig geheben konnte, immer so, daß die antilige Anerkennung ihres Wohlverhaltens dem Reisegast in die Augen fallen mußte. Schließlich schloß sie die Tante Verdacht und rief Lisa an ihre Seite. Der Herr tat, als sei er unbedarft, nahm eine Zeitung und las. Lisa verlor sich in Gedanken. Sie würde dem Herrn auch ohne Liebe heiraten, aus Dankbarkeit, um der Trost seines Alters zu sein. Nach dem heutigen Erlebnis werde er ohne sie ein Glück nicht mehr finden können. Ihre Pläne spielten: Sie tritt als bekante Braut am Arme eines anderen Gatten aus der Kirche; aus der Zuschauerreihe ragt ein schwarzbärtiger Mann hervor, der sie schweigend mit vorwundervollem Blicke mißt. Und sie sieht diesen Mann nach ihrem frühen Tode vor ihrem Grabe stehen, von den Besuchern des Friedhofes angefaßt, als er einen Kiefenbaum aus Wäldern auf den Hügel legt, ... nein, aus Rosen, aus roten Rosen ... nein, aus weißen ... aus weißen Tulpen. Nach langer Überlegung wählt sie endgültig die weißen Rosen.

Der Zug hielt, ein Mann stieg aus; es war der Herr mit dem schwarzen Bart. Ruhig steckte er die Zeitung ein, nahm seinen Koffer und verschwand. Keinen Blick mehr für Lisa!

„Nach alledem, was war! Sonderbare Menschen!“ Um fünf Uhr erreichte der Zug eine größere Station. Die Tante begab sich mit Lisa in den Speisesaal des Bahnhofs. Das junge Mädchen hatte seinen Verdruß überwunden; es freute sich an dem Luxus und der Hastlosigkeit des Betriebes. Mit der Glut seiner Jugend prüfte es das ihm vorgesetzte Frühstück.

„Neben ihm sah ich einen Studenten in weißer Koppel, ein hübscher, junger Mann, der nach einem Salznach freudig Lisa fragte, ob sie „erlaube“, und bereit schien, andernfalls wirklich zu verzichten. Lisa fühlte sich geschmeichelt und wollte den guten Eindruck nicht auf Spiel setzen, indem sie vor den Blicken ihres Bewunderers mit vollen Waden lachte. So sah sie den Keller zurück.“

Dann beschleunigten die Damen den Speisesaal und schritten vor dem Eisenbahnhause auf und ab, bis das Abfahrtszeichen ertönte. Auch der Student blieb ein.

Nach Lisa hielt sich die Genehmigung der Tante im Beisein der Tante. Dort stand sie am Fenster, ließ die mond- beglänzte Fassade, die in den Nachtnebel geküllten Gebüsch an sich vorübergleiten. Unversehens kam der Student dazu; er schaute Lisa an, sprach von ihren grünen Augen und nannte sie den Typ des mittelblauen Panthers. „Holen Sie keine Schatten der Vergangenheit!“

Lisa entschloß sich zur Antwort: „Ja, ein Schatten verfolgt mich.“

„Erzählen Sie, erzählen Sie!“

„Ein Herr mit schwarzem Bart. Erst unlängst. Unmenschlich reich. Ich kann nicht dafür, daß ich ihn nicht liebe.“

„Und dafür, daß Sie ihn lieben?“

„Panther, ich liebe Sie!“ erklärte der Student plötzlich. „Wir gehören zusammen. Wo Sie auch sein mögen, ich werde Sie suchen und finden.“ Damit griff er nach seinem Notizbuch, rief ein beschriebenes Blatt heraus, überreichte es Lisa. „Ich habe dieses Gedicht verfaßt. Nehmen Sie, es ist Ihnen gewidmet.“ Er las es vor:

„Der Traum verläßt, der Werktag deckt ihn zu, Der Frühling schwindet, der Sommer ist verflungen, Das Vieh, das herrliche, ist nimmer ausgeflogen, Doch eines blieb im Herzen — das bist Du.“

„Ja, aber Frühling und Sommer sind noch nicht vergangen“, sagte Lisa schüchtern und der Student empörte sich. „Das ist doch ein Gedicht, kein Protokoll! Im Gedicht kommt es nur auf die Stimmung an.“

Inzwischen kam der Schaffner, fragte nach ihren Plätzen, die Tante rief Lisa in das Abteil zum Aussteigen. Wunderbarer Salzschlag! Die mondbegehrten Fächer langen: „Ich liebe Sie“, die dunklen Gebüsch: „Im Herzen bist Du.“

Als Lisa erwachte und den Vorhang ein wenig zurück- schob, sah sie, wie der Student den Zug verließ.

Sie verdrachte die Ferien auf dem großen Gute ihrer Verwandten in nützlicher Umgebung. Die Vetterin, halb- witzige Krabben, lachten. Von den erwachsenen spottlustigen Buben wurde Lisa, die keine „kalte Schale“ mochte, sich vom Boden aus und Gesellschaft mied, geküßelt und gehänselt.

„Nacht ging sie durch zum Fenster, um den Mond und die Wolken zu beobachten. Den ganzen Tag über stürzte sie: „Der Traum verläßt, der Werktag deckt ihn zu.“

„Was summt Du da immerfort?“ äußerte eine Base. „Das ist doch ein Vers, den schon Tante Käthe geungen hat.“

„Was-a-als?“

„Nun freilich. Am Schlusse heißt es: „Doch eines blieb im Herzen — das bist Du.“

„Nicht m... möglich! Das sind die Worte eines Dichters.“

„Allerdings! Die Romantze ist vor zehn Jahren heraus- gekommen. Warum perst Du die Augen so auf?“

Vor zehn Jahren! Nicht von ihrem Dichter, nicht für sie! Die Enttäuschung war bitter. Lisa grüne Augen füllten sich mit Tränen.

„Erdbereen sind gekommen. Schnell! Sonst löstet Kolla alles aus.“

Lisa sah, te. Dann erhob sie sich und ging Erdbeeren essen.

Musik.

Kriegserinnerung von Heinrich Stieghorst.

Leutnant Krause ist Führer unserer schweren Munitions- Kolonne, sein einziger Offizier Leutnant Diebingen. Diese beiden „Kolonnenhelfer“, wie sie bei uns in der Batterie heißen, buzen jeden, mit dem sie sprechen.

Wie wir im Dezember 1916 in Bukarest einziehen, reiten sie bei unserer Batterieoffizieren. Die Kolonne führt davor der Wachmeister. „Das sieht feiner aus hier bei Euren dicken Kanonen“, behauptet Leutnant Krause.

In der rumänischen Hauptstadt bleiben wir einige Tage im Quartier. Wir kommen in der Artilleriekaserne unter, die am Rande von Bukarest liegt.

Abends fahren wir mit der Straßenbahn ins Stadt- hinner und geschmettern die Kontributionsgelder, welche die Reichsstadt bezahlen muß.

Wie ich eines Abends im lebhaften Gewühl der Haupt- straße, der Calea Victoriei, zwischen geschminkten, eleganten Damen und fortsetzenden, gepuderten Herren dahinschleife, ruft mich jemand von hinten an: „Se, der Wieselbubbel!“

Wie ich mich umdrehe, kommt Leutnant Diebingen an und lacht: „Du bist doch von der Batterie? Komm mit, wollen einen witzigern.“

Ellinor / Novelle von Hans Eberhard v. Besser

Der Frühlingssorgen schritt leicht durch die Welt, und seine Schritte tauchten los in den Staub der Erde, helle Sonnenstrahlen hinterlassend. Und im Frieden dieser Morgen- stunde, deren Seele eine Abnung von göttlicher Gnade er- füllte, erhoben Vögel ihre noch traumumwitterten Stimmen. Der Frühwind atmete leise, und die letzten Schatten flüchteten.

Ein heller Schimmer, warm und fröhlich, drang durch die Vorhänge in das Zimmer Ellinors. Ihr schlanker Leib dehnte sich unter dem heimlichen Weiden der leisenvollen Frühe. Und sie schlug die Augen auf, als habe sie der erste heiße Herzschlag des jungen Tages wachgeklopft.

Ellinor schob die seidene Decke zurück, dehnte und streckte sich und blickte in die Sonne. Das feine Dal ihres Gesichtes schien noch durchschüttelt und zarter gezeichnet zu werden, das herbeindringende Licht durchforschte jeden Zug in diesem erwachenden Menschenantlitz.

Sie streckte den blassen, wohlgeformten Arm aus, dessen Radtheit aufschimmerte, und ritz den Vorhang zurück. Un- geküßt und verschwenderisch brach die goldene Flut der Morgenröte über sie herein.

Ruhig blickte Ellinor in die blendende Helle, den Jubel des Lichtes, den Glanz des Morgens.

Schnell verdrängte sich dann ihr Antlitz, die blaugrauen, langbewimperten Augen verloren ihr sicheres Blicke, Härte ließ sie erkalten.

Schwer warf sie sich in die Kissen zurück und schloß die Lider.

War sie eine Persönlichkeit oder nicht — war sie ein reifer Mensch — oder ein schwaches, jämmerliches Wesen, war sie ein Kind ihrer Zeit oder ein junges Mädchen, das nicht wußte, was es beginnen sollte?

Noch ruhete tiefe Stille über dem Hause, nur auf dem Kiesweg des Parkes flüschte jetzt ein Schritt.

Ellinor war aufgesprungen, dann sank sie verwirrt und hilflos zurück.

Es war nur der Gärtner!

Er war es nicht, er konnte es ja nicht sein! Arved Kaemp war fort, jetzt gerteten — drei Tage, nur drei Tage. Er kam ja wieder, er würde wieder im Hause sein, wieder in seiner oft so knabenhaften Art erzählen, lachen, scherzen; er würde wieder mit abwechselndem Gesicht und fremden Augen vor der Staffelei am Wandrand sitzen und malen. Er kam ja wieder, wenn er seine Angelegenheiten in Berlin erledigt hatte — diese dumme Kunstausstellung!

Sonst war er an jedem Morgen aufgetrieben, sein Schritt war zu ihr heraufgehallt, und sie hatte ihn verfolgt. Die schlafte Gestalt in den sandfarbenen Knickerbockers, das feidige Hemd blüßig um die schmalen Hüften, das Malgerät unter dem Arm. Verkommen, fast andächtig war er durch den Morgen- gewandert — immer hatte sie ihm nachgeschaut. Und da — da war es gekommen!

Ellinor sprang sich auf, sie hielt es nicht mehr in ihrem Zimmer aus.

Der Besuch des jungen Malers hatte sie vollkommen aus dem Gleichgewicht gebracht, sie und — und den Admiral! Das junge Mädchen trat aus Fenster, und die Sonne wußte ein goldenes Kleid um ihre biegsame Gestalt, flirrend zeigte ihr der hohe Spiegel ihre knospenhafte Jugend. Und draußen leuchtete der blühende Zeng.

Wie sie Arved — liebte sie ihn? Tausend Bedenken waren ihr gekommen — konnte man da von Liebe reden? Ellinor begann sich anzuflecken, doch die Gedanken ließen sie nicht los. Als sie ihr Haar kämmt, paunt sie die Distanz inmitten der leuchtenden Morgenröte em. Der gestrige Abend und sein Erlebnis stellen sie, geben sie nicht mehr frei! Fremde, unbekante Gewalten drängen sturmhaft durch ihre Seele und rufen sie erbumungslos hin und her. Sie wehrte sich — hatte kurze, hastende Bewegungen, sie ritz das Fenster auf und ließ den blühenden und vogellaut herein — umsonst.

„Ellinor!“ — verhalten hatte gestern Abend die Stimme des Admirals geklungen — „Ellinor — ein Wort, ich wollte Sie nur etwas fragen.“

Sie hatte in das barförs, scharf gemeißelte Seemanns- gesicht geschaut, und das Entsetzen jagte sie zur Tür. Sie erkannte, er hatte irgend etwas gespürt, seit Arved in das stille Haus gekommen — und das tat ihr weh. Er hatte die Frage auf den Lippen, an die sie schon oft gedacht. Er fürchtete die Gefahr, sah klar, daß Arved Kaemp ihr mehr war als ein gleichgültiger Gast — er hatte gestern sprechen wollen. Noch vor einem Monat hätte sie ihm lachend und ohne Be- denken ihre Hand gegeben — jetzt aber rang sie erbittert mit heimlichster Feindschaft!

Und Kaemp und sie?

Ueber der silbernen Garnitur auf dem Toiletentisch flimmerte die Sonne. Ellinor starrte in den runden Spiegel, tiefe Schatten ruhten unter ihren verführten Augen, eine Falte zog den roten Mund tief herab, und dumpfe Qual zeichnete ihn.

Das junge Mädchen sah auf die Kämme, die Bürsten, den Handspiegel, sah sich um und musterte dann wieder ihre Züge.

Es war das Gesicht jener Tage, an die sie kaum mehr dachte. So rasch vergaß man! Damals, als sie mit vielen anderen Vätern die Heimat verlassen mußte, als sie sich elend herumgedrückt, Unterhalspfl genommen, wo er sich bot. Bis der gute Admiral kam, der für seine Arbeit eine junge Dame suchte. Er schrieb seine Erinnerungen, und ihre Kenntnisse in Stenographie und Schreibmaschine hatten ihr die Stellung gebracht.

Ellinor beulte sich und war froh, als sie das Zimmer verlassen konnte, dessen Wände sie drohend wie stumme Gegner umlarneten. Nur hinaus, nur fort! In den Garten, wo man frei atmen konnte. Sie ging leise die lauerbelegte Treppe hinunter, huschte durch die Kirschaumbiele.

Mit felsamen Empfindungen wanderte sie durch die Räume, die Schöge aller Länder bargen. Wie hatte sie diese geliebt! Wie nahe war ihr die Kultur der fernen Länder gekommen, wie wunderbar hatte sie immer der Reiz bestrahlt, der von all diesen fremdartigen Dingen ausging! Und jede Erzählung des Admirals wurde ihr zum Erlebnis! Sie liegte sich führen von der feingestigten, überlegenen Art dieses Mannes — alles in diesem Hause hatte Stil, war voller Harmonie, wurde von betontem Aesthetentum beherrscht. — Sie fühlte sich wußig getragen, von diesem Geist ein- gepoimnen.

Nun glockte sie der Buddha im indischen Zimmer wie ein höhnischer Grimassensneider an. Die bunte Seide, die schweren Wandbehänge, das handgemalte Porzellan des japanischen Geschirrs im Nebenraum ästten sie wie die markt- schreierische Weisheit eines Basars. Sie flüchtete vor den drachengeschmückten, schlängelumwundenen Waffen.

Im Arbeitszimmer des Admirals blieb sie stehen — sie betrachtete sein Bild in voller Uniform. Sein Gesicht hatte noch immer den kühnen, lebensfrischen Ausdruck; sie wirkte er noch heute zuweilen. Voll war sein Haar. Sie

mußte zu ihm aufstehen, wenn er mit ihr plauderte, von seiner Arbeit sprach. Ein Geborgenheit hatte sie immer in seiner Nähe gefühlt. Sie hatte in diesem Hause Schutz ge- funden vor dem Leben, das hart nach ihr gelangt.

Auf der kleinen Veranda war der Kaffeetisch gedeckt. Der Diener stellte eben noch frischen Honig auf.

„Guten Morgen, Baron.“

„Guten Morgen, Robel, ist Seine Excellenz schon auf?“

„Nein, Excellenz haben eben erst gelaunt.“

Ellinor ging die wenigen Stufen in den frühlingsoollen Garten hinunter. Der Friede ringsum machte sie innerlich ruhiger, ihre Schläfen hämmerten nicht mehr, sie konnte sach- licher denken.

Wie gut hatte sie es! Sie war die Dame des Hauses, hatte ein wundervolles, bequemes Leben. Kleintlichen Alltag konnte man nicht, alles war auf heiterer Lebensbejahung ab- gestimmt, es gab keine Sorgen, überall herrschte Großzügigkeit. Es war wie einst auf dem väterlichen Schloß in Kurland, das in Flammen aufgegangen.

Vergessen waren die grauenhaften Begebenheiten, die Dual der Armut, das Absinken ins Proletariatium.

„Hallo, so tief in Gedanken versunken? So sorgenvoll die Stirn gefaltet an diesem herrlichen Morgen?“

Groß und breit stand der Admiral auf den Stufen der Veranda.

Ellinor fuhr herum.

„Guten Morgen, Excellenz“, sagte sie tief errötend und versuchte, die Ege des gestrigen Abends, die sich jäh zwischen ihnen aufzulegte, zu vergeffen.

„Ein frühlingssorgen, angetan, sich zu freuen, Ellinor! Das junge Mädchen sah in die gültigen Augen des Mannes. Er lächelte sie an und führte ihre schmale Hand an die Lippen. Das Frühstück ist bereit, Excellenz.“

Der Admiral nickte.

„Der Tag reizt zum Faulenzen, das heißt, ich werde doch etwas arbeiten. Gabe gestern noch alte Briefe aus den Zeiten meines Schreiftischs herausgebuddelt; die will ich sichten. Ihnen aber, Ellinor, gebe ich Urlaub. Gehen Sie in den Wald, und freuen Sie sich über den Frühling.“

Ellinor goß den Tee ein und schaute mit dankbarem Blick zu dem alten Herrn auf. Er gab ihr Zeit zur Sammlung. Er hoffte — er konnte ja nicht wissen, wie es in ihrem Inneren aufschloß!

Der Admiral blickte ihr nach. Lustig und weich um- flatterte der Saum des bunt besetzten Kleides die schmalen Arme. Mit lässiger Annut schritt sie die Stufen hinunter und ging in den Park hinein. In einer Wegeung tauchte zwischen den Bäumen noch einmal die raffe Wädchengestalt auf. Sonnenfunken tanzten in dem blonden Haar, der Nacken war ein wenig gebeugt, die Hände hielt sie auf dem Rücken gefaltet. Die pfirsichfarbene Seide der Strümpfe leuchtete noch einmal herüber.

Der Admiral ließ die Hand schwer auf die Lehne des Korstuhls fallen, in dem Ellinor noch stehen geblieben. — Der Wald mochte heran, rot braunten die Stämme, die Föhren räumten. Ein dunkelvioletter Kuschelhof schloß über den Weg.

Gefanten Saupies verfolgte Ellinor ihren Weg. Immer noch schienen sie die alten Grabeleben heim.

Arved war knüppel, eine höchst unidgere Existenz. Also ein Leben auf beschidener Grundlage, vor dem sie sich fürchtete, ein Leben, das vielleicht zuviel von ihr forderte. Sie schauderte, sah sich grobe Arbeit tun, mit dem Staub- lauger umhergehen und abgemüht in all dem verhassten täglichen Kleinram untergeben.

Und hier die luxuriöse Umgebung, das harmonische, geruchame Dasein — galt ihr das mehr? Mehr als das Glück, an Arveds Seite zu sein?

Da blieb sie plötzlich wie angewurzelt stehen.

Vor seiner Staffelei am Rande der Wiese stand Arved Kaemp und malte.

Unbeweglich verharste sie in der Haltung, in die sie der Schreck gestürzt.

Ruhig arbeitete der Künstler, schaffensfroh war er am Werk. Da knadte ein Zweig unter den Tritten des Mädchens, das sich nun doch vorsichtig herangevagt.

Arved wandte sich um.

„Guten Morgen, Sie hier? Ich dachte — ich glaubte — Sie seien in Berlin.“

Der Maler legte Pinsel und Palette zur Seite.

„Ich fuhr nicht nach Berlin, Fräulein Ellinor“, sagte er ernst und lelsam bewegt. „Nun sind Sie ja da, da kann ich Ihnen alles ruhig erklären.“

„Nun sind Sie ja da? Was heißt das? Ich begreife nicht.“

Ellinor wechselte die Farbe, lange hielt ihr Blick dem des Mannes stand.

„Ich erwartete Sie, Fräulein Ellinor.“

„Sie erwarteten mich?“

„Jawohl, ich weiß doch, wie es in Ihnen ansieht. Ellinor, ich muß ein offenes Wort mit Ihnen sprechen. Ich sah den inneren Kampf, darum schob ich diese Reise vor. Im nächsten Dorf quartierte ich mich ein. Drei Tage sollten Sie Zeit haben, zu liegen oder zu unterliegen. Nun, sagen Sie mir, können Sie die Meine werden, können Sie mit mir gehen, lieben Sie mich so, daß Sie ein Künstlerleben dem Leben im Hause des Admirals vorgehen können? Oder — wollen Sie immer bei dem Admiral bleiben?“

Die Anie zitterten dem Mädchen, sie fühlte ihre Hände erkalten.

„Ellinor, ich liebe Sie! Ich weiß, daß Sie mich wieder- lieben. Ich konnte nichts anderes tun, als Ihnen Zeit geben. Ich wartete auf Sie; ich wußte, daß Sie einmal diesen Wald- weg herunterkommen würden.“

Arved — Arved!

Die letzten Geminnungen schwanden, das Blut brandete in Ellinors Adern. Ihre Seele ritz sich jählings los, fühlte sich frei, erwachte wie aus traumschwerer Befangenheit. Kampfsfroh und stark, mit der ganzen Kraft ihrer Jugend richtete sie sich auf, das Leuchten ihrer Augen war Glück und Sieg.

„Ich gehe mit Dir, Arved. Du sollst den Gefährten an mir haben, den Du brauchst.“

Glücklich lächelte der Mann. „Ich habe es gewußt, Ellinor!“

Und sie küßten sich wieder und wieder. Ein frühlicher Himmel spannte sich über den Baumwipfeln, die Kronen schwannten im goldenen Licht, Berchen priesen in befeigter Frühlingssfeier den Tag.

Als der Admiral von seinem Schreibtisch aufstiegt, sah er die beiden jungen Menschen den Parkweg entlang kommen. Einen Augenblick spannten sich seine Kinnmuskeln, dann stand er gemessen auf. Er nahm die Maigedächchen aus der alten Bronzevasale und schritt den beiden väterlich entgegen.

„Frühling“, sagte er verloren vor sich hin. „Frühling!“

„Du hast also gegen die Kommandantur Befehle er- lassen; darauf steht: Schließung des Lokales und Gefängnis!“

„Gnade, Herr Leutnant. Wünschen der Herr Leutnant ein Mädchen? Was...“

„Nichts will ich, han ab!“

„Herr Leutnant, ich bin lange in Deutschland als Koll- ner gewesen...“

„Gau ab, Mann!“

Der Wirt zieht sich zurück. Er ist freidebleich. Plötzlich läuft er zu dem Kapellmeister und flüstert ihm etwas zu. Der Leutnant riecht an seinem Wein, kostet und nimmt dann einen kräftigen Schlud. Befaglich lehnt er sich zurück. Plötzlich sieht er aufmerksam zu den Zigeunern hinüber; diese spielen einen Marsch, kurz, verhalten, gedämpft.

Aber dann bricht's los, voll, feierlich, klingend: Deutsch- land, Deutschland, über alles... Alle springen auf. Die dritte Strophe singen wir mit. Danach ist es ruhiger im Saal.

„Verdammt nochmal“, sagt Diebingen und holt tief Luft, „können die Kerle spielen!“

Dann winkt er den Wirt heran und gibt ihm das zerfissene Plakat: „Hier, Du Affenschwanz, und mach nicht noch mal solchen Blödsinn.“

„Sehen Sie, Popescu“, sagt in einer Ede der Wirt leise zu seinem Oberkellner, „die Deutschen sind ja wild und hart, aber mit Musik kriegt man sie weich.“

Schlau lächelnd blinzelt er zu dem Zigeunerprimas hinüber.

Auf der Suche nach dem Frühling.

Skizze von G. W. Deiningen.

Es stand in allen Zeitungen, und die Leute sagten es auch: „Der Mai ist gekommen, der Frühling ist da!“ So mußte Juge Sander es wohl glauben.

Doch es sah wirklich nicht nach Frühling aus. Ueber draußen noch drinnen. Feiner Regen rieselte unaufhörlich vom grauen Großstadthimmel, und Juge froz in ihrer einsamen Junggelellensmohlung. Unwillkürlich streifte sie ihre schmale, ein wenig bläuliche Sand dem Heizkörper entgegen. Doch gleich darauf zog sie die Finger wie erschreckt zurück, weil ihr das Eisen falt voram wie Eis.

Juge Sander war unzufrieden. Was sollte sie nun mit diesem Frühling beginnen, auf den sie sich lange Wintermonate hindurch so gefreut hatte? Wenn sie in ihrem Arbeitszimmer saß und zum Fenster hinausah, hatte sie den Wunsch gehabt, der fahle Baum dort draußen — der einsige auf dem Hof des großen Verwaltungsgebäudes — möchte doch endlich Blätter tragen. Dann mußte diese unerklärliche Unzufriedenheit, die doch sicher nur ein Ausfluß des Winters war, der Frühling- freude weichen.

Nun trug der Baum Blätter, und die Unzufriedenheit war die gleiche. Das mußte doch wohl daran liegen, daß dieser Frühling nicht so sein wollte wie andere. Der trug das Be- wußtsein, wieder um ein Jahr älter geworden zu sein, auch Schuld daran?

„Ach, wozu darüber grübeln und sich den Kopf zerbrechen! Wenn der Frühling sich nicht von draußen hereinwagen wollte in die Stadt, so mußte sie eben hinaus gehen und ihn suchen! War es nicht richtiger, sie nahm jetzt zu Pfingsten ihren Urlaub, als daß sie bis zum Sommer wartete, wenn erst die Hitze den Späht beinträchtigte? Der Entschluß war leicht zu fassen. Juge Sander's kleiner Wagen stand ja zur Fahrt in den Frühling bereit.“

Der Abschied von den Bekannten im Büro war kurz. Freundschaften kannte Juge Sander kaum, und die meisten Menschen waren ihr gleichgültig. Nur ein paar Zimmer weiter, bei Heinz Rentzen, dauerte der Abschied ein wenig länger: „Jetzt wollen Sie schon fort, Fräulein Sander? Bei diesem Wetter! Wäre es nicht besser, Sie warteten noch ein wenig, bis...“

Juge erlirb nicht, bis wann sie warten sollte. Denn sie wollte es gar nicht wissen und unterdrück den Bekannten: „Nein, nein, ich will nicht warten. Ich muß sofort heraus aus der Stadt, so rasch wie nur möglich!“ Ihre Abschied war beinahe eine Flucht. Denn irgend etwas suchte sie hier fest- zuhalten, und sie wollte doch fort um jeden Preis.

Und nun fuhr sie auf der Suche nach dem Frühling südwärts. Dort mußte er doch irgendwo sein. Dort mußte dieser ewige graue, trübselige Himmel endlich in vollstollen Wäme übergehen. Dort mußte sie losgelöst von allen irdischen Sorgen und Gedanken, ein Gras liegen und zum weichen Zaar eines blühenden Baumes emportraumen.

Sie fand blühende Bäume genug. Auch frisches Gras. Aber es war nach dem Regen und lud nicht zum Liegen ein, und in das Blühend hatte der Regen häßliche Löcher gerissen. Da floß Juge Sander weiter.

Unter der Veranda eines Ausflugslokals traf sie ein paar junge Leute. Die schienen wie sie auf der Suche nach dem Frühling zu sein, nur mußten sie es so früh machen, weil sie keinen Wagen hatten. Den Mädchen liebten die nassen Haare um Nacken, und die Jungen ließen die Ohren hängen. Sie wußten alle keinen Rat: „Wohin, um den richtigen Mai zu finden? Wir haben selbst keine Abnung. Am besten wäre es vielleicht, man setzte sich auf die Bahn und fahre spontanfürlich nach Hause in die Stadt.“ Was sollte Juge Sander mit solchem Rat beginnen?

Sie fuhr weiter. Und mit jeder Minute wuchs ihre Be- stimmung. Sie war nicht nur mit dem Regen unzufrieden, sondern auch mit sich, mit der ganzen Welt. Was lag sie denn überhaupt auf der Landstraße und suchte nach einem Ideal, das es vielleicht gar nicht gab? Oder das nur für junge Dinger bestimmt war und nicht für Dreißigjährige? Und doch fuhr sie weiter. Zuflos und mehr aus Trost.

Dann stand ein Mann am Wege, der wohl nichts anderes war als ein Landstreicher. Er hob den Arm und machte ein freundlich-bittendes Gesicht. Juge hielt. Sie wußte eigentlich selbst nicht, warum. Vielleicht hatte sie nach dieser trübseligen Fahrt den Wunsch, sich mit irgend einem Menschen zu unter- halten.

Der Landstreicher reute sich, daß er wirklich mitgenommen wurde: „Man hebt den Arm so oft umsonst. Viele haben Angst. Andere glauben, wir hätten Käse und Fische, und wenn es Bärchen sind, dann haben sie überhaupt keine Gedanken für uns. Kann man ihnen auch nicht bel nehmen. Es muß doch wunderbar sein, so zu zweit durch die Welt zu fahren — natürlich nicht wie wir beide jetzt im Regen —, in den Sonnen- schein hinein und all das Schöne gemeinlich zu erleben, mit einem Menschen, der es auch versteht. Zwanzig Jahre lang laufe ich nun schon allein durch die Welt, und da habe ich Zeit zum Nachdenken gehabt. Wissen Sie, zu welchem Ergebnis ich gekommen bin? Da bist ein Rindvieh, habe ich mir gesagt, daß Du das Mädel damals nicht genommen hast, weil Du dachtest, allein wäre es schöner und leichter.“ Unsil! Allein ist der Mensch nur halb. Wissen Sie...“

Juge Sander wunderte sich. Was rebete der Mensch da für dummes Zeug! Und sie hielt nicht, um ihn aus dem Wagen zu werfen? Nein, sie hörte sogar richtig zu, und irgendwo in einem Winkel ihres Inneren hatte sich etwas von dem fest, was der Landstreicher sagte. Ja wirklich, was fuhr sie allein in diese trübe Regenwelt hinaus? Warum hatte sie nicht ge- wartet, bis... Ja, was denn? Was...

Da war schon das Dorf, in dem der Landstreicher bleiben wollte: „Herzlichsten Dank! Viel Vergnügen!“ Am nächsten Haus begann er seine Bettelrunde.

Und sie? Wie kam sie dazu, plötzlich das Steuer scharf nach links einzufallen und umzukehren? Warum fuhr sie zurück auf der Straße, die sie eben gekommen war?

Die Antwort fand Juge Sander erst, als sie in der Stadt vor Heinz Rentzen stand und der Freund ihr erklaute die Sand- drücke: „Warum die plötzliche Rückkehr?“ „Allein in den Regen hinein zu fahren, macht doch keinen Spaß. Ich will warten, bis es schöner ist und... und...“

Es kostete doch ein wenig Anstrengung, das zu sagen: „... und noch jemand mit mir fuhr!“

Und dann wunderte sich Juge Sander, daß sie hinaus- gezogen war, den Frühling draußen zu suchen, und hier in der Stadt, in der alles umherlief, hatte sie ihn gefunden.

„In der Stadt?“

„In der Stadt?“

„In der Stadt?“

„In der Stadt?“

„In der Stadt?“

„In der Stadt?“

„In der Stadt?“

„In der Stadt?“

„In der Stadt?“

„In der Stadt?“

„In der Stadt?“

„In der Stadt?“